

Meine Kindheit in Eiterfeld

Von Dr. Max Nußbaum

Vorwort von Elisabeth Sternberg-Siebert

Eli Noam, ein Enkel von Max Nussbaum, ist Professor an der Columbia Universität und Direktor des „Columbia Institute for Tele Information“ in New York. Er sandte mir 2007 eine Kopie der schriftlich verfassten Jugenderinnerungen seines Großvaters. Durch einen Übermittlungsfehler erhielt ich aber nur einen Teil des Textes, hielt ihn aber für das ganze unvollendete Werk und publizierte es 2008 in der Neuauflage meines Buches „Jüdisches Leben im Hünfelder Land – Juden in Burghaun“. Später klärte sich das Missgeschick auf und ich bekam auch noch den zweiten Teil von Max Nussbaums Erzählung. Der Originaltext wurde von mir übertragen, durch Überschriften strukturiert und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Leser meines Buches können sich hier nun den vollständigen Text ausdrucken.

*Max Nußbaum (*1877) wuchs in Eiterfeld in einem großen Geschwisterkreis auf. Anfang der 90er Jahre zog die Familie Nußbaum nach Fulda, wo sie zuletzt in der Heinrichstraße wohnte. Max studierte Jura und wirkte später als Rechtsanwalt und Notar in Hanau. Nachdem ihm 1933 die Ausübung seines Berufes durch die Nazis verwehrt war, verließ er das Land seiner Väter. Im Jahr 1935, als er schon sehr krank war, begann er, seine Kindheitserinnerungen aufzuschreiben, sie sollten den ersten Teil seiner Lebenserinnerungen bilden. Doch seine Krankheit hinderte ihn daran, diese fertig aufzuzeichnen. Obwohl Max Nußbaums Erzählung unvollendet blieb, stellt sie gleichwohl einen besinnlichen und humorvollen Beitrag zur Heimatgeschichte dar.*

Max Nussbaum berichtet:

Am Neujahrstag 1934 habe ich mit meiner Frau in Basel die deutsche Grenze überschritten und damit das Land verlassen, in dem wir beide aufgewachsen sind und in dem seit Jahrhunderten unsere Vorfahren ruhen. Ihre Gräber können wir nicht in Ehren halten, deshalb will ich für meine Kinder und Enkel meine Lebensgeschichte und die meiner Eltern niederschreiben, damit sie wissen, woher sie kommen. Wenn ich dabei, wie es bei solchen Erzählungen im Familienkreise oft geschieht, manchmal etwas weitschweifig werde, so mag man mir das zugute halten.

Alltagsleben 1

Ich bin am 6. Mai 1877 als das älteste Kind meiner Eltern Levi Nussbaum und Mathilde geborene Blaut in Eiterfeld im Preußischen Kreise Hünfeld geboren. Meine Wiege stand in einem bescheidenen Hause am Rande des Dorfes. Rechts vom Eingang befand sich das Wohnzimmer und dahinter eine Kammer, in der die Eltern und meine jüngeren Geschwister schliefen, geradeaus die Küche und links der Stall für Rindvieh und später bei steigender Wohlhabenheit ein Pferd. Eine Treppe hoch war rechts Küche und Kammer, geradeaus ein Kämmerchen für das Dienstmädchen und links eine Stube über dem Stall, in der meine Großmutter und ich schliefen.

[nach oben...](#)

Diese Großmutter, meines Vaters Mutter, imponierte mir vor allem dadurch, dass sie mir jederzeit, wenn ich aufwachte, auf meine Frage sagen konnte, wie viel Uhr es war. Sonst hatte sie freilich wenig Imposantes an sich. Sie muss in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein. Wir besitzen noch ein Bild von ihr in seidenem Kleide. Aber sie hat ihren Mann sehr früh verloren und wohl viele Sorgen gehabt. Das wirkte auf ihren Charakter nicht günstig und äußerte sich namentlich in ihrem Verhalten gegen meine Mutter, die als junge Frau ins Haus kam aus einem etwas kultivierteren Milieu und mit ein ganz klein wenig größeren Ansprüchen. Meine arme Mutter hatte, ohne dass sie ein Wort der Klage sprach, sehr viel an direkter Bösartigkeit zu erdulden, sodass wir Kinder es sogar merkten. Mein Vater hatte bei alledem natürlich einen schweren Stand. Ich war der Liebling der Großmutter, sie steckte mir an guten Bissen zu was sie konnte. Ich glaube nicht, dass ich diese Liebe erwidert habe, aber ihr Tod, im Januar 1887 machte doch einen tiefen Eindruck auf mich, weil es zum ersten Mal war, dass mir der Tod entgegentrat. Ich erinnere mich noch genau des eintönigen Singsangs der Sterbegebete.

Unserem Hause gegenüber lag ein halb verfallener Ziehbrunnen und dahinter das Haus des Schreinermeisters Karl Giebel, mit dessen Sohn Pius ich befreundet war. Er ist in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert. Ich ging gern in die Giebel'sche Werkstatt, sah dem Hobeln zu und roch den frischen Geruch des Holzes. Neben dem Giebelschen Hause wohnte der Bauer Franz Karl Stein, mit dessen Mutter ich von Klein auf befreundet war. Ich ging täglich zu Steins hinüber und berauschte mich an den Gerüchen der mir verbotenen Speisen, gepökelttes Schweinefleisch, Sauerkraut mit Erbsenbrei und dergleichen. Ja, in meiner frühesten Jugend soll ich sogar mitgegessen haben. Einen Tages führte ich mich in der Steinschen Wohnung ungebührlich auf. Darob grollte man mir nicht, sondern Frau Stein rief mir beim Fortgehen nach: "Ball wider, Schisser" – d.h. komm bald wieder.

Später, als mit der wachsenden Kinderzahl das Haus zu klein wurde, auch der Wohlstand meiner Eltern wohl etwas gestiegen war, kaufte mein Vater eine große Hofraite am anderen Ende des Dorfes mit vielen Zimmern, einem geräumigen Hof, Ställen, Scheunen und Gärten. Dorthin zogen wir 1885.

Meine Großmutter konnte sich an die neue Wohnung nicht gewöhnen und ging noch jeden Schabbat von der Synagoge in ihr altes Zimmer und legte sich auf ihr vermeintliches Bett, das aber nun der Mutter des Arztes Dr. Teschauer gehörte. Eiterfeld ist oder war damals ein Dorf von ca. 500 Einwohnern, gelegen in einer grünen Talsenke an der Eitra, hingelehnt an einen Hügel, der oberhalb des Dorfes gekrönt wird von der alten Burg Fürsteneck und rings umgeben von gleichmäßig geformten bewaldeten Kuppen, die das „Hessische Kegelspiel“ genannt werden. In der Mitte des Dorfes, da wo zwei Landstraßen kreuzen, befindet sich ein unregelmäßiger freier Platz, an dem die stattliche Kirche, Pfarrhaus, das Amtsgericht, der Gemeindebrunnen, einige Geschäftsläden und Bauernhöfe sowie das Gemeindebackhaus stehen. Vor diesem sammelten sich jeden Sonntag Abend die Einwohner, die während der kommenden Woche zu backen beabsichtigten, und zogen Kugeln aus einem vom Gemeindediener vorgehaltenen Beutel, nach denen

sich die Reihenfolge regelte. Nur am Montag Morgen „das Anheizen“ ging nach fester Reihenfolge durchs ganze Dorf.

Auf dem freien Platz wurde der Jahrmarkt abgehalten, mit Karussells, Schaubuden und dergl. Und jetzt in der Hitlerzeit hat man einen Galgen dort aufgerichtet und einige Juden in „effigie“ aufgehängt.

Am Brunnen versammelten sich abends zum Wasserholen und Schwätzen die Frauen und Mädchen mit Holzbütten und Bleheimern, und auch ich habe manchmal, seufzend unter der Last, das Wasser geholt.

Die Einwohner von Eiterfeld waren, abgesehen von einigen wenigen evangelischen Beamten und etwa 25 jüdischen Familien strenggläubige Katholiken. Auch die Juden gehörten der orthodoxen Richtung an. Wenn ich mir heute die Art ins Gedächtnis zurückrufe, wie man damals dort lebte, so scheint es mir, als ob ich in meinem Leben die Entwicklung von 150 Jahren durchgemacht hätte. Es war alles und bei allen außerordentlich ärmlich. Mein Vater erzählte, dass in seiner Familie beim Tode des Vaters Bilanz gemacht wurde. Es ergab sich ein Vermögen von 1700 Gulden, die seiner Schwester bei der Verheiratung mitgegeben wurden.

Das Leben der Menschen vollzog sich in einem festen Kreise. Das Kind besuchte die jüdische Schule – ich werde noch davon sprechen – wurde Barmizwah und ging dann mit seinem Vater auf den Handel. Wenn der junge Mann Glück hatte kam er nicht zum Militär, andernfalls musste er zwei Jahre dienen. Dann heiratete er, bekam eine Mitgift von einigen tausend Mark versprochen, von der ihm in der Regel kaum die Hälfte ausgezahlt wurde. Damit fing er den eigenen Handel an. Nun bekam er Kinder und der Kreislauf begann von neuem.

Etwas anders, aber ebenso einförmig spielte sich das Leben bei den Bauern ab. Der älteste Sohn bekam "die Güter", musste sich aber verpflichten, den Eltern einen "Auszug" und den jüngeren Geschwistern eine Abfindung zu geben. Infolgedessen fing er schon mit Schulden an. Bis er diese abbezahlt hatte, waren bei guter Wirtschaft - seine eigenen Kinder schon herangewachsen, und nun ging das Spiel von Neuem an. Die jüngeren Kinder wurden Dienstboten, ab und zu wurde ein Sohn Lehrer oder Pfarrer oder ging ins Kloster.

Die Lebenshaltung war erstaunlich einfach. Die jüdischen Männer waren meist die ganze Woche draußen auf den Dörfern und lebten von der mitgenommenen steinharten Rindswurst, wozu sie ein Schnäpschen tranken. Freitag Abend und Schabbat wurde dann ordentlich gegessen. Abwechslung brachten in dieses Leben nur die Feiertage, die aber bei den Juden auch meistens Trauertage sind. Der Simchas Thora Ball bildete etwa den Höhepunkt. Von jüdischer Gelehrsamkeit war keine Spur vorhanden. Die meisten konnten nur notdürftig die Gebete lesen, keineswegs übersetzen, und das geistige Leben beschränkte sich darauf, dass Samstag Mittag vor „Minchah“ die Männer sich versammelten und einen Vortrag anhörten, den der Lehrer aus einem Buche hielt. Dagegen waren die meisten Männer an den Weltereignissen recht interessiert. Das ging allerdings nicht so weit, dass sie sich eine deutsche Zeitung hielten, aber wenn im Wirtshause eine lag, so lasen sie sie

[nach oben...](#)

und politisierten kräftig. - Das Leben der Bauern war womöglich noch ärmlischer. Morgens gab es einen Rübenkaffee mit Pellkartoffeln mittags an zwei oder drei Tagen in der Woche gepökelt, versalzenes Schweinefleisch, sonst Knödel („Hebes“) und jeden Abend dicke Milch und Pellkartoffeln, frisches Fleisch nur an den hohen Feiertagen.

Es war damals, etwa Anfang der 80er Jahre, die Zeit steigenden Wohlstandes in Deutschland. Das machte sich, wenn auch sehr langsam, auch auf dem Dorfe und namentlich bei den Juden geltend, die, wenn sie fleißig und tüchtig waren, alle zu Wohlstand kamen, sodass etwa vor dem Kriege 1914 eine Wohlhabenheit unter ihnen herrschte, wie wohl kaum jemals sonst in der jüdischen Geschichte. Freilich hatten sie und namentlich die Frauen, mit der Wohlhabenheit auch sehr rasch das Wohlleben gelernt. Der dadurch hervorgerufene Neid war wohl mit einer der hauptsächlichsten Gründe des Zusammenbruchs 1933.

Juden und Christen bildeten in meiner Heimat streng getrennte Gemeinschaften, die aber freundschaftlich miteinander lebten. Keiner wünschte, die Mauer, die ihn von dem anderen trennte, wegzureißen. Juden und Christen verkehrten, abgesehen von geschäftlichen Beziehungen und den nachbarlichen Freundlichkeiten, nur untereinander. Jüdische und christliche junge Burschen hatten, wenigstens soweit es meine hierfür damals noch nicht sonderlich geschärften Augen wahrnahmen, keinen Verkehr miteinander.

Die Juden hatten ihren Simchath Thora-Ball, die Christen ihren Kirmesball. Die christlichen Burschen betranken sich recht häufig am Sonntag und schlugen sich auch oft genug im Rausch. Bei den Juden kam das kaum je vor. Mischheiraten waren von beiden Seiten- völlig ausgeschlossen. Schon wir Kinder waren uns der Trennung völlig bewusst, ohne uns durch sie -wenigstens im jüngeren Alter- allzu sehr gedemütigt zu fühlen. Wir spielten Pferdemarkt, was die Christenkinder spielten, weiß ich nicht mehr.

Merkwürdig war die verschiedene Sprache der beiden viele Jahrhunderte eng untereinander wohnenden Volksgruppen. Die Christen redeten in dem harten Fuldaer Dialekt, die Juden dagegen das eigenartige hessische Judendeutsch, das mit vielen verdorbenen hebräischen Brocken untermischt war. Die Christen waren die Bauern und Handwerker; die Juden trieben Handel mit Vieh, Getreide, Textilien, Spezereien, Eisen und was sonst auf dem Lande gebraucht wurde, außerdem die Handwerke, die an den Handel angrenzen wie Bäckerei und Metzgerei. Daneben hatten die meisten einige Äcker, auf denen sie Kartoffeln und Getreide für den eigenen Bedarf zogen.

In der jüdischen Schule

Die Kurhessische Regierung -Eiterfeld liegt in dem preußisch gewordenen Kurhessen- hatte nach ihrer Rückkehr im Jahre 1815 die Verpflichtung gefühlt, etwas in der „Judenfrage“ zu tun und hatte deshalb angeordnet, dass in jeder jüdischen Gemeinde eine sog. "Elementarschule" einzurichten sei. In dieser meist einklassigen

Schule wurden die jüdischen Kinder, außer in Religion, in den sog. Elementarfächern unterrichtet. Der Lehrer war öffentlich angestellt, was aber nicht hinderte, dass diese Schulen, in denen die jüdischen Kinder völlig getrennt von den christlichen unterrichtet wurden, in Gutem wie in Bösem auf völlig anderem Niveau standen wie jene.

Die christlichen Kinder kamen morgens, nachdem sie schon einige Stunden in der Landwirtschaft geholfen hatten, in hölzernen Pantoffeln zur Schule geklappert. Die Pantoffeln wurden in einer Reihe vor dem Schulhaus aufgestellt, und dann begaben sie sich angstvoll ins Klassenzimmer. Angst hatten sie vor allem vor den Schlägen, die beim geringsten Anlass in barbarischer Weise auf die ausgestreckten Fingerspitzen gegeben wurden. Die Kinder lernten nur höchst notdürftig Lesen, Schreiben und Rechnen und Katechismus. Der Bildungsstand war, wie wir wahrnehmen konnten, wenn wir einmal bei Erkrankung des Lehrers in die christliche Schule gingen, sehr niedrig. Auch bei uns war er keineswegs hoch, aber die Kinder waren an sich intelligenter, sie kamen morgens nicht schon müde gearbeitet zur Schule und brachten schließlich auch aus dem Elternhaus ein klein wenig mehr mit als die Bauernkinder. Geprügelt wurde auch bei uns, aber nicht auf die Fingerspitzen, sondern mit einem Haselnußstock, den wir Schüler selbst zu beschaffen hatten, auf den dafür bestimmten Körperteil.

Im Übrigen war die Judenschule ein ganz merkwürdiges Gebilde, und ich wundere mich, dass wir dort wenigstens die Grundlagen der Wissenschaft uns aneignen konnten, denn das haben wirklich Generationen von Schülern unseres guten Lehrers Fauerbach getan. Er war ein kleiner, ganz erwachsener Mann, der aber gleichwohl elf Kinder hatte. Der Schulbetrieb interessierte ihn nicht sonderlich, vielmehr seine übrigen Beschäftigungen, die ihm Nebeneinnahmen verschafften. Dazu gehörte vor allem seine Tätigkeit als [Schochet](#) ¹⁾, und es war deshalb ganz natürlich, dass die Schule ausfiel, wenn er irgendwo ein Rind zu schächten hatte.

In der Schule waren alle Jahresklassen von 6 – 14 Jahren vereinigt. Gemeinsam betrieben wurde nur das [Chumesch Übersetzen](#) ²⁾ und abwechselnd damit einen über den anderen Tag dag Tefilah Übersetzen. Jeder hatte ein Buch vor sich und einen Satz zu übersetzen. Alles übrige wurde individuell behandelt, d.h. jeder hatte ein Lese- oder Rechenbuch, machte die Aufgaben, die er wollte und konnte und legte seine Schiefertafel dann dem Lehrer vor. Ich erinnere mich, dass ich wochenlang Tag für Tag rechnete $13 : 3 = 4 \text{ Rest } 1$. Weiter konnte ich nicht, denn dann kamen die Bruchrechnungen, die ich nicht verstand, und die mir niemand erklärte. Der Lehrer bemerkte nicht, wie ich auf der Stelle trat, und ich weiß nicht, wie die Tragödie geendigt hätte, wenn ich nicht aus der Schule genommen und nach Geisa gebracht worden wäre.

Schlimm war es, wenn alle paar Wochen der Lehrer anordnete: "Jetzt haben wir Geographie, alles an die Karte". Dann standen wir wie ein Häuflein Unglück vor der Karte, durch die sich als dicke blaue Adern die Flüsse zogen, ohne das Mindeste von alledem zu verstehen. Und die Sache endigte damit, dass wir alle unsere Prügel

bekamen. Es war damals noch nicht das Zeitalter des Kindes, deshalb regten wir uns über diese Ungerechtigkeit nicht auf.

Mittags war Herr Fauerbach in der Regel müde, schief auf dem Katheder sitzend ein und nickte mit dem Kopfe. Dann erhob sich ein Schüler nach dem anderen und fragte: „Darf ich einmal herausgehen, Herr Lehrer?“ Das Nicken wurde als Zustimmung aufgefasst, bis schließlich die ganze Schule sich auf den Mehlsäcken des benachbarten Bäckers herumtrieb. Und schließlich erwachte der Lehrer und holte uns mit dem Stocke herein.

In der Schule ging es recht gemütlich zu, wie in einer rechten „Juddeschul“! Man schrieb auf die Tafel, unterhielt sich, lachte und nahm die gelegentliche Prügel als Berufsgefahr auf sich. Mein größtes Vergnügen aber war, an den schönen ruhigen Sommer-nachmittagen Fliegen zu fangen. Ich spuckte auf meine Schiefertafel; die Fliege, die nun ankam, wurde mit dem spitzen Griffel an einem Hinterbein festgepiekt und dann grausamerweise im Tintenfass ersäuft.

Trotz aller Mangelhaftigkeit war diese Schule, wie schon erwähnt, der christlichen in ihren Leistungen weit überlegen. Aber die Trennung der Schulen trug vielleicht mehr als alles andere dazu bei, ein Ineinanderwachsen der Bevölkerung zu verhindern.

Alltagsleben 2

Ich habe schon gesagt, dass das Zusammenleben von Juden und Christen durchaus freundnachbarlich war. Der Parteiantisemitismus kam erst in der Stöckerzeit (Ende der 1880er Jahre) und durch Dr. Böckel etwas später auf und verhetzte nach und nach die Gemüter auch in den katholischen Gegenden. Damals aber stand man noch gut miteinander. An Pessach wickelte meine Mutter eine Mazzah in eine weiße Serviette, und ich brachte sie diesem oder jenem guten Bekannten, der mir ein Ei als Gegengabe schenkte. Am Weihnachtsabend dagegen gingen wir alle zum "Schöne Klässchen" (Nikolaus Schön) um uns dort den damals in katholischen Gegenden noch seltenen Christbaum anzusehen. Wenn der Bischof zur Firmung ins Dorf kam schmückten auch die Juden ihre Häuser, und als einmal eine Thorarolle eingeweiht wurde, nahmen an der Feier in der Synagoge Amtsrichter und Bürgermeister teil.

Lehrer Fauerbach berichtet in der jüdischen Schulchronik Eiterfeld:

“Am 17. Januar (1884) wurde ein Thora-Einweihungsfest gefeiert. Am Festzuge beteiligte sich Herr Amtsrichter Wankel, pr. Arzt Dr. Griesel und Sohn, der Bürgermeister und andere mehr. Die Aufstellung der Thora war im Hause des Kalmann Wiesenfelder, Herr Rabb. Dr. Kahn zu Fulda hielt die Festrede.”

Jeder Bauer hatte seinen Handelsmann, mit dem er seine Geschäfte machte, den er in allen wichtigen Sachen - auch in Familienangelegenheiten - um Rat fragte und der auch meistens das in ihn gesetzte Vertrauen verdiente. Noch bis in die Hitlerzeit hinein haben mir zahlreiche ehrenwerte Bauern, gerade unter Hinweis auf die antisemitische Agitation, von diesem langjährigen freundschaftlichen Verhältnis zu „ihrem Juden“ gesprochen. Freilich gab es auch Juden, die nicht in diesen Rahmen passten und mit vielen Reden, Beteuerungen und Schwüren wie etwa "ich will nicht

gesund auf [Kewer Awot](#) kommen" oder "hier will ich blind werden", indem sie sich auf die Brust schlugen und auf ihr Gegenüber einzuwirken suchten. Aber das waren die Ausnahmen, diese Urheber des „Juddeschmus“.

Erinnerungen besonderer Art

In dieser Umgebung verbrachte ich sorglos und ganz vergnügt meine erste Jugend. Meine früheste Erinnerung ist, wie ich in einem Pferdeschlitten saß und von meiner Mutter in ein großes Tuch verpackt wurde, das am Rande mit roten Streifen versehen war. Später haben mir meine Eltern gesagt, dass ein zu Besuch anwesender Onkel mich auf eine Schlittenfahrt nach Buchenau mitgenommen hat. Ein anderes Mal sehe ich mich am Fenster der Mädchenkammer mit einer Hand voll Salz sitzen. Meine Mutter kommt herein und fragt, was ich mache. Ich antworte ihr, dass ich den auf dem gegenüberliegenden Dache sitzenden Tauben Salz auf den Schwanz streuen will, um sie zu fangen. Dann wieder sehe ich mich, noch sehr klein, mit meinem Bruder Moritz an der Haustüre stehen und ein Streichholz nehmen, um es anzuzünden. Wir hatten den Plan gefasst, auf diese Weise das Haus anzustecken, nahmen aber Abstand davon, als uns der Schwefel in die Nase stieg. Ein anderes Bild steht mir vor Augen: Ich sitze mit meinen Brüdern Moritz und Joseph auf dem Boden. Herein tritt der Amschel aus Steinbach, ein Geschäftsfreund meines Vaters. Er fragt ihn, wie viele Kinder er hat. Darauf antwortet mein Vater: 'Drei'. Es muss also vor der Geburt des vierten Kindes (1881) gewesen sein. Als der Amschel sich entfernt hatte, fehlte mir ein Handschuh. Ich brachte ihn in große Verlegenheit, als ich bei seinem nächsten Besuch in Gegenwart anderer ausrief: 'Der Amschel von Steinbach hat mir meinen Handschuh gestohlen!' Diese frühesten Erinnerungen, die aber keineswegs meine einzigen sind, gehen also bis in mein drittes Lebensjahr zurück.

Ein schreckliches Ereignis

Mein Leben verfloss, bis ich in die Schule kam, im allgemeinen ohne wesentliche Ereignisse. Ich spielte mit meinen Geschwistern, zu denen im allgemeinen in jedem Jahr ein neues kam, mit den Nachbarskindern und besorgte meiner Mutter Wege. Am liebsten holte ich Essig, von dem ich unterwegs naschte, ging fleißig in die Synagoge und fuhr ab und zu mit meinem Vater 'über Feld'. Eigentlich sollten wir das nicht. Aber manchmal versteckte ich mich hinten im Wagen und zeigte mich als blinder Passagier erst wenn wir bereits so weit gefahren waren, dass ich nicht mehr allein zurückgehen konnte. Mein Vater, der uns sehr gern mitnahm, tat so, als ob er alles nicht sähe und freute sich, ein Kind bei sich zu haben. Ein Schrecken erregendes Ereignis haftet aus dieser Zeit in meiner Erinnerung. Meine Schwester Hannchen, sie hatte gerade laufen gelernt, war mit mir im ersten Stock. Ich wollte sie auf den Rücken nehmen und heruntertragen, fiel aber mit ihr die Treppe herunter. Sie war ohnmächtig, während ich aus vollem Halse schrie. Meine Mutter stürzte auf den Lärm hinzu, sah das bewusstlose Kind auf der Erde liegen, nahm es ohne einen Augenblick der Überlegung auf den Arm und rannte zum Arzt. Ich habe heute, nach

[nach oben...](#)

mehr als 50 Jahren, noch einen ganz lebendigen Eindruck von dem Schrecken, den ich damals empfand. Ich lief voller Angst vor dem Hause des Dr. Teschauer auf und ab, bis meine Mutter mit guter Nachricht herauskam. Vorwürfe haben mir meine Eltern verständlicherweise nicht gemacht.

Alltagsleben 3

Als ich das 6. Jahr vollendet hatte, Ostern 1883, kam ich in die Schule, ich erhielt meine Tüte und meine deutsche und hebräische Fibel. Meine ersten Kenntnisse habe ich wohl meiner Mutter zu verdanken. Die Schule füllte einen großen Teil unseres Tages aus. Aber vorher und nachher mussten wir schon tüchtig im Haus und Garten mithelfen: Wir suchten die Eier, die die Hühner mit Vorliebe an versteckte Stellen legten, wir setzten den Wintervorrat an Holz in den Schuppen, wir holten Pflanzen für den Garten in der Gärtnerei in Buchenau, wir zogen in den Wald, um Erdbeeren, Heidelbeeren, Haselnüsse oder Bucheckern zu suchen. Wir wurden auch in die benachbarten Dörfer geschickt, um geschäftliche Bestellungen für den Vater zu machen. Im Herbst und Sommer gingen wir auch mit auf Feld und Wiese, um bei der Heuernte oder dem Kartoffelausmachen zu helfen. Die größte Freude aber war, im Herbst nach der Grummeternte das Vieh auf den abgeernteten Wiesen zu weiden. Dann machten wir ein Feuerchen an und brieten die Kartoffeln, die wir auf den benachbarten Äckern gestohlen hatten.

Besuche und Besucher

Größere Abwechslung kam in dieses keineswegs einförmige Leben durch Besuche, die wir erhielten oder bei auswärtigen Verwandten machten. So steht mir noch deutlich in Erinnerung die Freude, die ich jedesmal empfand, wenn mein Großvater aus Geisa auf den Hof gefahren kam. Der stattliche Mann mit der schwarzen Pelzmütze sah auch sehr gut aus. Er brachte in der Regel für uns sämtliche Kinder eine Apfelsine mit. Diese damals noch seltene und teure Frucht wurde gewissenhaft unter uns verteilt. Noch schöner aber war es, wenn wir meist an einem Sonntag nach Geisa fuhren. Der etwa dreistündige Weg dorthin, bergauf, bergab war schon interessant, namentlich wenn wir größeren Kinder einmal die Zügel führen durften. In Geisa stand der Großvater, der uns kommen sah, schon vor seinem Hause und winkte uns in seiner liebenswürdigen und herzlichen Weise zu. Dann bekam jeder einen Kuss, wobei die Bartstoppeln heftig stachen.

In Geisa war, obwohl es ein ganz kleines Landstädtchen ist, alles viel schöner und feiner als zu Hause. Der Großvater, die Großmutter, die Onkels und Tanten flößten mir alle einen unbegrenzten Respekt ein.

Schön war es auch, wenn wir nach Spangenberg zur Schwester meiner Mutter fahren durften. Auf dieser Besuchsreise fuhr ich zum ersten Male mit der Eisenbahn. Schon der Ort war sehr interessant. Ein altes hessisches Städtchen mit hochgiebeligen Häusern und einem alten Schloss mit Zugbrücke und ganz tiefem Ziehbrunnen.

Das Interessanteste aber war ein Berg mit merkwürdigen Versteinerungen, Rädchen, fein ziselierten Stäbchen und dergleichen.

Onkel und Tante wohnten in einem Hause, das die Synagoge, die jüdische Schule und die Lehrerwohnung unter seinem Dache vereinigte. Die Tante war eine liebevolle gütige Frau, meiner Mutter äußerlich und innerlich sehr ähnlich, nur etwas weicher und sentimentaler. Der Onkel war ein guter Mann, still und ganz seiner Frau ergeben. Und die Kinder hatten ganz das Naturell der Eltern. Mir war Spangenberg immer wie eine Insel des Friedens, und es hat mir sehr leid getan, dass ich mit den dortigen Verwandten so ganz auseinander gekommen bin. Den Onkel habe ich zum letzten Mal bei der Beerdigung meines Vaters (September 1919) gesehen. Kurz darauf ist er verstorben. Und die Tante ist einige Jahre später bei ihrer Tochter Meta Spier in Oppeln dahingegangen, nachdem sie in den letzten Lebensjahren mancher schwerer Schicksalsschlag getroffen hatte. Ich habe beide von Herzen betrauert.

Ab und zu gingen die Besuchsreisen auch auf dem kleinen Pferdewägelchen nach dem etwa zwei Wegstunden entfernten Burghaun zur Tante Karoline, der einzigen Schwester meines Vaters. Dort war es noch einfacher als bei uns. Ich sehe noch das geräumige Wohnzimmer für die kinderreiche Familie vor mir, in dem an der Wand eine Schwarzwälder Uhr mit hartem Schlag hing und ein Gedenkblatt, auf dem zu lesen war, dass seine Majestät der Kaiser die aus erbeuteter Kanonenbronze hergestellte Kriegs-Gedenkmünze von 1870/71 dem Grenadier Joseph Strauss vom 3. Garde-Grenadierregiment allerhöchst zu verleihen geruht hat. Die Tante Karoline war eine sehr kluge aber etwas langweilige Frau. Der Onkel Joseph teilte die letztere aber nicht die erste Eigenschaft mit ihr. Ihre beiden Söhne Max und Moritz Strauss sind durch Fleiß und Tüchtigkeit geachtete Kaufleute geworden.

Besondere Erlebnisse: Die Manöver

Aber auch außer den Besuchsreisen nach auswärts gab es interessante Erlebnisse. Da waren vor allem die Manöver. Alle 2 3 Jahre wurde Infanterie und Kavallerie bei den Einwohnern für die Herbstübungen einquartiert. Die Soldaten wurden von der Bevölkerung sehr gut aufgenommen. Die erwachsenen Männer hatten vielfach selbst gedient und benützten die Gelegenheit, um von ihren Heldentaten während ihrer Dienstzeit zu erzählen und zu renommieren. Andere hatten Söhne und Brüder beim Militär und hofften, dass diese ebenso gut behandelt wurden, wie sie die eigene Einquartierung behandelten. Übrigens wurde von den Quartiergebern auch kein Unterschied gemacht gegenüber den polnischen und elsasslothringischen Soldaten, die von den militärischen Behörden recht schlecht behandelt wurden. Wir Kinder freundeten uns mit den Soldaten an, sahen ihnen zu, wie sie Gewehr, Uniform und Pferde putzten, standen beim Appell dabei und zogen mit ihnen, wenn es irgendwie ging, stundenweit zu ihren Schlachten und Gefechten. Meine Eltern betrachteten es als Auszeichnung, dass eines Tages ein höherer Offizier bei ihnen erschien und erklärte, bei ihnen sei das beste Quartier für die Soldaten im Dorf. Es ist gar kein Zweifel, dass die Popularität des Militärs in Deutschland zum großen Teile auf

[nach oben...](#)

diesen Manövern beruhte, bei denen Soldaten und Zivilisten sich so intim kennen lernten.

Fest und Feiertage

Viel Abwechslung in unser Leben brachten auch die Festtage. Die vielen Fest- und Fasttage wurden alle gewissenhaft begangen. Wir Kinder durften natürlich nicht fasten, nahmen dagegen gewissenhaft Anteil an der reichlichen Mahlzeit, die es für die Großen zum "Anbeißen" ^{v)} gab. Und so waren für uns diese Tage der Buße und der Trauer gar nicht unangenehm. Aber tiefen Eindruck machten die hohen Feiertage auf unser Gemüt. Da war vor allem Pessach.

Schon wochenlang vorher wurde der nicht geringe Vorrat an Mazzot ^{v)} beschafft. Das ganze Haus wurde "geschüttelt", d.h. es war Großreinemachen mit dem Ziele, der Beseitigung eines jeden Brotkrumen, der entfernt werden musste. Denn am Abend vor Pessach schritt der Vater zum "Chomez Batteln": Er ging mit einem kleinen Besen durchs ganze Haus und kehrte aus den Ecken die eigens dorthin gelegten Brotreste zusammen. Alles Brot und Mehl sowie die zum Kochen und Aufbewahren von Chomez ^{v)} bestimmten Gefäße wurden dann in ein Zimmer geschafft, und der Gesamthalt dieses Zimmers wurde mit einem vorgedruckten Formular dem Dienstmädchen verkauft, mit dem Vorbehalt, dass der Dienstherr ihn nach Pessach für einen um 50 Pf höheren Preis zurückkaufen könne. Der andere Tag, Erew Pessach, war Fasttag für die Bachurim. ^{vii)} Mich focht das aber wenig an, da mein Vater für mich fasten musste bis ich Barmizwah ^{viii)} war. Ich zog zusammen mit Jung und Alt in die "Wiedegass" zum Chomez Verbrennen. Ein Feuer wurde auf einer Wiese neben einem Bache angesteckt und alle Chomez Reste verbrannt. Die Männer entfernten sich bald, nachdem sie die vorgeschriebenen Gebete gesprochen hatten. Wir Jungen aber trieben uns an dem Feuer herum bis wir nach Hause mussten, um uns für den Gottesdienst umzuziehen und uns mit dem neuen Anzug und den neuen Stiefeln zu schmücken, die es meist zu Peassach gab. Dann gingen wir mit dem Vater in die Synagoge, in der es weit feierlicher zuging als gewöhnlich.

Und wenn wir dann zurückkehrten, von Vater und Mutter "gebenscht" ^{ix)} wurden, dann brannten die Sabbatkerzen. Der Sedertisch war feierlich gedeckt sogar mit Weingläsern für uns Kinder. Auf dem Sofa war der Platz für den Vater mit zwei weißen Kissen zum Anlehnen hergerichtet. Die Mutter hob die Hände segnend gegen die Sabbatlichter und der Vater sang halblaut "Atem Chajil". Dann setzten wir uns alle zum Seder. Der Vater steckte noch umständlich eine Mazzah zwischen die Kissen seines Sitzes als "Aphikomen" ^{x)}, und nun begann der Jüngste die altehrwürdige Frage: Mah nisschtanah. ^{xi)} Dann "gab" mein Vater würdig und feierlich den "Seder". Er erzählte, wie unsere Vorfahren Sklaven in Ägypten waren, er zählte die zehn Plagen auf, während wir bei jeder den Zeigefinger in unser Weinglas stippten. Er trug uns die etwas merkwürdige Geschichte von dem Weisen, dem Bösewicht, dem Dummkopf und dem, der nicht zu fragen weiß, vor. Dazwischen

tranken wir pflichtschuldigst unsere vier Becher Wein, der uns naturgemäß in den Kopf stieg und uns recht vergnügt machte.

Dann gab es noch ein Zwischenspiel. Der Aphikomen wurde herkömmlicherweise von dem Jüngsten zwischen den Kissen hervorgeholt und versteckt. Wenn dann die Stelle kam an der der Vater ihn verteilen wollte, fehlte er. Alle heuchelten Überraschung, und schließlich gab ihn der Dieb gegen das Versprechen eines Lösegeldes heraus. Darauf gab es ein Festessen mit [Mazzeschalet](#) ^{xii)}, und dem folgte der gemeinsame Gesang von Liedern wie des berühmten "Lämmchen, das sich mein Vater kaufte". Die Kleineren von uns waren wohl müde geworden und eingeschlafen, aber wir Größeren hielten tapfer aus. Es war ein wunderschönes Familienfest, das jedes Jahr den gleichen Reiz hatte, und das der Vater in feierlicher Würde abhielt. Noch klingt mir heute, nach so vielen Jahren, seine vertraute Stimme im Ohr, wenn er ausrief: [Hajom Awadim, be schanah habaah Bnei Chorim.](#) ^{xiii)}

Aber so schön dieser erste Sederabend war, so quälend empfand ich den zweiten. Nach guter jüdischer Sitte muss aber alles wiederholt und totgeritten werden. Nun kamen acht Pessachtage, die für uns eitel Freude bedeuteten. Weniger wohl für meine Mutter, der es wohl nicht leicht geworden sein mag, so viele hungrige Mäuler ohne Brot satt zu bekommen.

Wir brachten Mazzoth zu den christlichen guten Bekannten und erhielten dafür Eier, freuten uns an den außergewöhnlichen Gerichten, an dem besonderen Geschirr, das für Pessach verwendet wurde und hatten namentlich unseren Spaß an den Figuren, die auf Teller und Tassen gemalt waren.

Mir hat einmal der Pessach eine sehr schmerzliche Überraschung gebracht! Unsere Spiele bestanden - außer dem sehr beliebten Schießen (Murmelspiel) u.a. im Pferdehandel: Die Pferde waren schöne schlanke Weidenruten und das Geld stellten weiße Bohnen dar. Ich hatte nun recht vorteilhaft abgeschnitten und eine ganze Zigarrenkiste voll Bohnen erworben. Die durfte über Pessach nicht im Hause bleiben. Ich vergrub sie deshalb im Garten. Zu meiner schmerzlichen Überraschung hatten sie aber nach Pessach sämtlich Keime getrieben und waren unbrauchbar als Geldmittel geworden.

Dieser Pferdehandel war übrigens die Quelle vielfacher Vergnügungen für uns. Wir bauten im Garten richtig mit Backsteinen und Mörtel einen Stall für die Pferde und fuhren Heu ein in die gleichfalls mit vielem Hallo errichteten Schuppen. Wir veranstalteten Pferdemärkte mit großem Auftrieb, wobei ganz verschiedene Preise je nach Farbe und Form der "Tiere" bezahlt wurden.

Von Pessach bis Schawuoth lief die [Omerzeit](#) ^{xv)}, für uns Kinder eine Quelle großen Vergnügens, weil wir uns jeden Abend, ehe es Nacht wurde, vor der Synagoge versammelten und Allotria trieben. Dann kam die Zeit des Betens und Fastens, die den [Jamim norachim](#) ^{xvi)} vorausgeht. Wir Kinder brauchten die ja nicht mitzumachen, aber unser Ehrgeiz trieb uns an, es den Großen gleich zu tun und wenigstens ab und zu einen halben Tag zu fasten. Unvergesslich ist mir die ernste und würdige Stimmung, die an diesem Tag über dem Hause lag. Wie die Eltern voller

[nach oben...](#)

Ergriffenheit ihre Sterbekleider anzogen und wie das Gefühl wahrer Frömmigkeit sie verband.

Gewiss gab es Dinge, die uns heute merkwürdig berühren, so z.B. das Kapores Schlachten [15a](#)). Jedem Knaben wurde ein Hahn, jedem Mädchen ein Huhn um den Kopf geschwungen mit den Worten: (nicht vorhanden).. oder wie etwa das [Taschlik Machen](#) ^{xvi)} am Rosch Haschanah, bei dem die Gemeinde an den Fluss zog und die Sünden in das fließende Wasser warf. Aber auch dies wurde durchaus ernst genommen und durch den Glauben geheiligt.

Vor Sukkoth zogen wir alle miteinander in den Wald und ins Feld, um Material für die Ausschmückung der Sukkah zu sammeln, Blumen und Früchte und vor allem Hagebutten, die an langen Ketten an den Abenden aufgereiht wurden. Die Sukkah bestand aus vier Bretterwänden, die zu den Feiertagen im Hofe zusammengestellt und festlich mit bunten Glaskugeln, Früchten u.a. geschmückt wurden. Leider regnete es sehr häufig hinein, dann wurde das Schutzdach übergezogen. Aber wenn es irgendwie ging, wurden alle Mahlzeiten in der Laubhütte eingenommen. Wenn wir dem Vater den [Lulav](#) ^{xvii)} und das in silberner Büchse aufbewahrte [Ethrog](#) ^{xviii)} tragen durften, waren wir stolz und glücklich.

Aber nichts ging über die Simchath Thora Feier, an der wir mit Fähnchen in die Synagoge zogen und bei der Alt und Jung mit den Thorarollen tanzte. Damit war die Reihe der großen Feste des Jahres geschlossen. Es folgte nur noch Chanukka, besonders heimelig in der Erinnerung. Während draußen der Schnee die Erde einhüllte, zündete im warmen Zimmer jeder sein Lichtlein an und alle sangen: [Moaus Zur Jeschuoth](#). ^{xix)}

Und dann kam zuallerletzt Purim, das Freudenfest, der Triumph über Haman. Da war es ein besonderes Verdienst, viel zu essen. Wir bekamen ein Gebäck, den Haman und sangen: 'Purim soll man Kuchen essen und den Haman nicht vergessen.' Dieser regelmäßige Ablauf des Jahres wurde, so viel ich im Gedächtnis habe, auch nicht durch Krankheiten gestört.

Eine ungewöhnliche Medizin

Nur an Halsentzündungen hatte ich oft zu leiden. Dann kam der alte bärbeißige Dr. Griesel und verordnete mir Auspinseln. Das war sehr schlimm. Gepinselt wurde mit einer schrecklichen Flüssigkeit, ich glaube Höllenstein. Da ich nicht still hielt, löste sich oft der Bart vom Pinsel ab, wurde halbwegs verschluckt und verursachte große Schwierigkeiten. Das Pinseln besorgte öfters "der lange Herz", dem diese Quälerei der Kinder anscheinend Freude machte.

Eine solche Halsentzündung verhinderte es auch, dass ich mit zur Hochzeit meiner Tante Hannchen nach Fulda fahren durfte. Ich hatte schon meinen neuen Anzug, und alles war vorbereitet, als mich dieser Schlag traf und ich im Bett bleiben musste. Der "Herz" wurde beauftragt, sein Auge auf mich zu haben und den Eltern am Hochzeitstage über mein Befinden zu telegrafieren. Sein Telegramm lautete: '*Herzl. Glückwunsch dem Brautpaar. Wohl und munter sind die Kinder.*'

Ich muss wohl so im Alter von 89 Jahren an Blutarmut gelitten haben. Jedenfalls verordnete mir der Arzt, der keineswegs so alkoholfreudlich war wie das jetzt in der Medizin Mode ist, jeden Tag ein Glas bayrisches Bier. Mein Vater, dem, wenn es um die Kinder ging, vor keiner Ausgabe scheute, ließ ein Fass Thungener Bier kommen. Das wurde auf Flaschen gezogen, und ich bekam täglich eine. Manchmal schenkte mein Vater sich auch ein Glas ein, aber ich glaube, er tat es immer mit einem stillen Selbstvorwurf, weil er mir das Bier wegtrank.

Geschadet hat mir dieses Biertrinken offenbar nichts. Ebenso wenig wie es mir geschadet hat, dass ich von Klein auf über alle natürlichen Vorgänge, die mit der Geburt zusammenhängen, unterrichtet war, ohne dass mich jemand aufgeklärt hat. Das Kind, das auf dem Lande aufwächst, sieht und hört von diesen Dingen so viel um sich, dass sie ihm als ganz natürliche Vorgänge erscheinen, die weder die Phantasie noch die Lüsternheit anregen.

Max hott - Max har

Meine frühesten Jahre vergingen so sorglos und im Ganzen glücklich. Ich war kein besonders fröhliches Kind. Ich las viel, alles, was mir unter die Hände kam. Zeitungen, Romane, Göttersagen, Musikzeitschriften und die Jugendzeitschrift "Jugendlust", die meine Eltern für mich hielten, genügte meinem Lesebedürfnis keineswegs. Ich machte mir auch über manches Gedanken. So war ich in ernstlicher Sorge, ob mein Vater für die große Familie immer das Notwendige, das mir trotz des überaus sparsamen Haushaltes unendlich viel erschien, werde verdienen können. Außerdem aber hatte ich noch besondere Schmerzen, die mich belasteten. Die Kinder im Dorf und in den Nachbarorten kannten mich alle. Das verdankte ich einmal meinem Namen Max, der als Pferdenamen galt und für Menschen in der Gegend ungebräuchlich war, und meinem braunroten Haar, das übrigens im Lauf der Jahre ganz dunkel geworden ist. Wenn ich durch ein Dorf ging, dann rief es hinter mir her: "Max hott" "Max har" oder "Fuchs, Fuchs, roter, der Deiwel is din Broder" oder auch "Rote Haar und Erlehecke wachsen auf kein gode Flecke!" Das kränkte mich sehr, aber man war völlig machtlos dagegen. Diese kleinen Sorgen belasten Kinder außerordentlich und sind so schwer für sie wie ein großer Kummer für Erwachsene. Aber sie vergessen ihren Kummer leicht wieder, und das ist es, was sie den Älteren voraushaben.

So liegen meine Jugendjahre hinter mir als ein sonniges Land, über dem manche Wolke stand, das aber seinen Glanz erhielt von Wald und Feld, von Baum und Busch, von Spielen mit Altersgenossen und Freunden. Wohl wussten wir und die anderen auch, dass wir anders waren als die anderen, aber dieses Wissen hatte damals noch nichts Feindseliges in sich, das kam erst später.

Vor allem aber ist dieses Jugendland in der Erinnerung überstrahlt von der Liebe der Eltern. Von ihnen will ich jetzt reden.

Mutter Mathilde Nußbaum geb. Blaut (1856 – 1891)

Meine Mutter ist schon 44 Jahre tot. Wir haben kein Bild von ihr außer einer kleinen Kinderfotografie, auf der sie zusammen mit ihrem etwa 1910 in Brüssel verstorbenen Bruder Max dargestellt ist. Sie muss damals etwa 9 - 10 Jahre alt gewesen sein. Wir haben auch nach ihrem Tode aus einer merkwürdigen Schamhaftigkeit nie von ihr gesprochen. Weder mein Vater noch wir Kinder. Trotzdem aber steht ihr Bild noch recht deutlich vor mir. Sie war eine kleinere, etwas rundliche Frau mit schwarzen Haaren und sehr lebhaften klugen Augen, in der Erscheinung, in den Gesichtszügen und wie ich mich zu erinnern glaube auch in der Stimme ähnlich wie meine Schwester Hannchen, nur noch energischer und entschlossener. Sie war als älteste von acht Geschwistern in Geisa geboren. Ihre Mutter starb bei der Geburt des vierten Kindes. Der Großvater musste schon mit Rücksicht auf die vier Kinder wieder heiraten, und meine Mutter wurde ein Zeichen des guten Verhältnisses bei den Eltern ihrer Stiefmutter Rosenstrauss in Arnstein in Unterfranken aufgezogen. Wir besitzen noch ein wahrhaft glänzendes Zeugnis über ihren dortigen Schulbesuch. Später war sie dann längere Zeit bei den Geschwistern ihrer leiblichen Mutter - Kann in Brückenau. Und sie pflegte manchmal zu erzählen, dass der Reichspostmeister Stephan, der jedes Jahr nach Brückenau zur Jagd kam, dort immer mit ihr getanzt habe. So war sie schon in früher Jugend in einem kultivierteren Niveau gewesen, als sie es in Eiterfeld antraf. Aber sie ließ sich nicht unterkriegen und ließ es sich nicht verdrießen, als man es ihr als Hoffart (Hochmut) auslegte, dass sie an den Fenstern Gardinen anbrachte. Sie war eine ungewöhnlich tüchtige Frau hielt Haus und Hof samt dem großen Garten in Ordnung, und wir Kinder fanden jeden Schabbathmorgen auf dem Stuhl an unserem Bett einen frisch gereinigten und gebügelten Anzug.

Die Sorge für die große Familie für Vieh und Hühner, für das große Anwesen und den umfangreichen Garten nahmen ihre Kräfte voll in Anspruch. Die Haushaltsführung war damals nicht so einfach wie heute. Im Herbst musste für den Winter vorgesorgt werden. Da wurde Holz gekauft, klein gehackt und in den Schuppen geschafft, zwei bis drei Rinder geschlachtet, zu Wurst verarbeitet und geräuchert, eine Fuhre Weißkraut klein geschnitten und in Fässern zu Sauerkraut verarbeitet, zahlreiche Gänse gestopft, und wenn sie fett genug waren geschlachtet, Kartoffeln und Äpfel -teils selbst geerntet teils eingekauft und eingelegt, Rüben für das Vieh in Mieten eingegraben und dgl. mehr. Alles das besorgte die Mutter und fand dabei noch Zeit, dem Vater, der alle geschäftlichen Angelegenheiten mit ihr besprach, klugen Rat zu erteilen und auch vielen anderen, die kamen um sie um Rat zu fragen, beizustehen. Sie war von einer wirklichen Herzensfrömmigkeit, nicht von der bigotten Art, wie wir sie später in Fulda kennen lernten. Aber sie würde niemals, wenn etwa ein Schuldner am Schabbath zahlen wollte, das Geld angenommen oder die Speisegesetze verletzt haben. Freilich, als ich -etwa 12 13 Jahre alt den Entschluss gefasst hatte, Rabbiner zu werden, da sprach sie mit mir darüber auf einem abendlichen Spaziergange nach Leibolz und fragte mich sehr vorsichtig, ob mir denn

der Beruf des Rechtsanwalts oder Arztes nicht gefiele. Als ich auf meinem Entschluss beharrte, verfolgte sie die Sache nicht weiter.

Arme und Kranke unterstützte sie reichlich und wenn der Vater, der hierin ganz mit ihr übereinstimmte, am Freitag Abend einen oder zwei polnische Schnorrer aus der Synagoge mitbrachte, so bekamen sie reichlich zu essen. Ihre Angehörigen liebte sie zärtlich. Niemals habe ich sie anders als liebevoll von Eltern und Geschwistern reden hören. Aber gegenüber uns Kindern zeigte sie ihre Gefühle nicht gern. So lange wir klein waren herzte und küsste sie uns, aber sobald wir größer wurden hörte das auf, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie betroffen ich war, wie meine Mutter weinend von mir Abschied nahm, als ich nach Geisa abreiste, um dort die Schule zu besuchen. Das hätte ich nicht für möglich gehalten. Sie erzog uns streng und sparte auch nicht mit einem Schlag im Gegensatz zum Vater, der seinen Kindern nur ungern etwas zuleide tat. Ich war einmal, als die Eltern abends beide ausgegangen waren, in die Höhe geklettert und hatte an dem "Regulator" den Zeiger zu verrücken gesucht. Da tat es einen Knacks, und ich schlich mich schuldbewusst ins Bett, ohne mir genauer anzusehen, was ich angerichtet hatte. Andern Tags, als ich aus der Schule kam, ging mein erster Blick nach der Uhr. Auf diesen Blick hatte die Mutter gerade gewartet, er zeigte ihr, dass ich der Schuldige war, packte mich am Kragen und bläute mich wortlos durch.

Meine letzte Ohrfeige habe ich von ihr, als ich schon auswärts auf der Schule war, mit vollem Recht erhalten. Ich hatte mich in ein weißes Bettuch eingehüllt und rasselnde Ketten um mich gehängt. Damit stieg ich stöhnend in der Dämmerung vom oberen Stock nach unten. Meine Mutter erschrak sich sehr über das Gespenst und versetzte mir eine schallende Ohrfeige.

Die nachhaltigste Wirkung übte auf mich die entschlossene, ruhige Art aus, mit der sie mit uns umging. Ich war gern dabei, wenn die Großen redeten. Wenn das Gespräch auf Dinge kam, von denen ich annahm, dass ich sie nicht hören sollte, dann stellte ich mich schlafend. Eines Nachmittags waren einige Frauen bei meiner Mutter und das Gespräch nahm eine Wendung, die es mir geraten sein ließ, mich schlafend zu stellen. Eine der Frauen machte auf meine Anwesenheit aufmerksam. Eine andere wies darauf hin, dass ich ja schlief. Die Mutter sah mich an, sagte kurz: "Er schläft nicht, er verstellt sich" und schenkte mir weiter keine Beachtung. Ich war darüber so beschämt, dass ich nie wieder das Experiment wiederholte.

Ihr ständiger vom Vater geteilter Wunsch war, ihren Kindern eine bessere Bildung zu geben, als das in Eiterteld möglich war. Sämtliche Kinder nach auswärts zu geben war, abgesehen von dem Wunsche, sich nicht so früh von ihnen zu trennen, eine kostspielige Sache. Deshalb war die Mutter dafür, in eine Stadt zu ziehen. In Frage kamen Eisenach und Fulda. Der Vater war der gleichen Meinung, aber ihn schreckte die Verantwortung des Umzugs mit der großen Familie, auch die Rücksicht auf seine alte Mutter, die so etwas für eine übertriebene Großspurigkeit hielt. So wurde die Sache immer wieder verschoben, und der Umzug nach Fulda erfolgte erst kurz nach ihrem Tode im Sommer 1892.

Die Verwandten hingen sämtlich sehr an meiner Mutter und schätzten sie sehr hoch, mit Ausnahme der Mutter meines Vaters. Diese verbitterte, böse alte Frau war eifersüchtig auf die junge Frau, die ein ganz anderes Regiment ins Haus brachte. Sie schalt in Gegenwart der Kinder, verleumdete die Mutter beim Vater und tat ihr alles zu Leide, was sie konnte. Die Mutter ertrug das alles schweigend. Sie sprach nie ein Wort des Tadels oder der Beschwerde über die Großmutter. Weder vor den Kindern, noch, wie ich von ihm selber weiß, beim Vater, noch gar bei fremden Leuten.

Als die Großmutter Mitte 1886 bettlägerig wurde, pflegte sie sie sorgsam und umgab sie mit aller Fürsorge bis zu ihrem Tode Januar 1887. Mein Vatter hatte bei diesem Verhalten seiner Mutter einen schweren Stand. Er hielt zu seiner Frau, wollte aber den Respekt vor der Mutter nicht verletzen. Aber so, wie ich die Dinge von heute sehe, hatte er es verstanden, ohne größere Konflikte sich aus der Affäre zu ziehen. Jedenfalls wurde das Verhältnis zwischen den Eltern dadurch nicht getrübt. Sie lebten und arbeiteten in wundervollem Einvernehmen bis zum Tode der Mutter, Simchath Thora 1891.

Von diesem Sterben werde ich an anderer Stelle berichten. Sie ist, ihrem Wunsche entsprechend, auf dem Friedhof in Geisa begraben, neben der von ihr nie vergessenen Mutter, die 1864 im Alter von etwa dreißig Jahren starb. In der Nähe stehen die pompösen Grabsteine des "Bürgers Meier Blaut und seiner Frau Madel Blaut", der Eltern ihres Vaters, gestorben etwa 1850 1851, und ringsum sind die Grabstätten zahlreicher Angehöriger. Wie stolz mögen wohl die Juden 1850 gewesen sein, als sie sich Bürger nennen durften. Nun ist das auch schon wieder vorbei. Der Friedhof in Geisa ist der schönste, den ich kenne. Uralte Grabsteine stehen unter schattigen Bäumen umgeben von einer grünen Hecke. Tief unten rauscht die Ulster durch ihr grünes Tal. Vor sich und rechts hat man die dicht bewaldeten Rhönberge und links sieht man das baumumhegte Städtchen Geisa auf seinen Hügeln liegen. Auf ihrem Grabstein stehen die Worte: "Geliebt von ihrer Familie, verehrt von allen, die sie kannten."

Meine Mutter ist nun schon 44 Jahre tot. Wenige Menschen gibt es noch, die sie gekannt haben und sich ihrer erinnern. Auch die werden bald nicht mehr unter der Sonne wandeln. Dann ist die einzige Erinnerung an sie der Grabstein auf dem Friedhof in Geisa. Wie lange wird es dauern bis die vandalischen Horden, die heute Deutschland bevölkern, auch den zerstören? Wenn ich daran denke, dann weiß ich, dass man uns die Heimat völlig geraubt hat.

Vater Levi (Löb) Nußbaum (1845 – 1919)

Mein Vater ist am 22. Februar 1845 in dem damals noch kurhessischen, 1866 preußisch gewordenen Eiterfeld geboren. Er war von kleiner Statur, hatte schwarzes Haar und einen roten, in späteren Jahren schwarzen und dann melierten Bart und kluge Augen mit einem besonderen gütigen Ausdruck. Von Jugend auf war er sehr begabt, und wir besitzen noch ein Exemplar von Welters Weltgeschichte, das laut einer darin befindlichen Widmung vom "Kurf(ürstlichen) Vorsteheramt der

Israellten" dem Schüler Löb Nussbaum, in Anerkennung seines Fleißes und Wohlverhaltens gewidmet ist. Er hieß eigentlich Löb, aber als er in Vormundschaftsangelegenheiten auf dem Amtsgericht zu tun hatte, verfügte der etymologisch wenig durchgebildete Richter, Löb sei kein Name, er müsse sich Levi nennen. Das geschah von da offiziell. Aber die Nachbarn kehrten sich nicht darum und nannten ihn nach wie vor Lejb und zwar (nach seinem Vater) Mendels Lejb, zum Unterschied vom "dicken Lejb". Mein Vater wollte studieren, aber da starb sein älterer 13-jähriger Bruder, und nun musste er zu Hause bleiben, um dem Großvater im Geschäft zu helfen. Der Großvater starb schon 1863, noch nicht 70 alt. Während seiner langen Krankheit hatte ihn sein sehr klein und dürftig aussehender, noch nicht 18-jähriger Sohn so gut vertreten, dass er bei Besuchern öfters mit Stolz auf ihn zeigte und sagte: "Das ist mein Brotschrank", d.h. der ernährt mich.

Die spottsüchtigen Eiterfelder aber nahmen das zum Anlass, ihm den Spitznamen Brotschrank anzuhängen. Von diesem väterlichen Großvater weiß ich sehr wenig. Nur mein Geisaer Großvater hat mir einmal gesagt, er sei ein "treuer Mann" gewesen. Auch von seiner weiteren Verwandtschaft weiß ich wenig, außer dass sich zwei namhafte Maler darunter befinden. Jakob Nussbaum, früher in Frankfurt, jetzt in Kinnereth, dessen Vater Baruch Nussbaum angeblich ein Großvater meines Vaters war. Mir erscheint diese Verwandtschaft zweifelhaft. Ich habe Baruch Nussbaum gekannt, er war mit meinem Vater befreundet und hat uns manchmal in Eiterfeld besucht. Aber mein Vater hat nie etwas von einer Verwandtschaft erwähnt. Der andere Maler ist Felix Nussbaum, früher in Berlin. Er ist angeblich ein Abkömmling von Wolf Nussbaum, einem Bruder meines Großvaters, der in jungen Jahren nach Norddeutschland ging, wie mir mein Vater erzählte, und der nie wieder von sich hören ließ. Felix Nussbaum erklärt, dass seine Familie aus Eiterfeld stamme. Trotzdem erscheint mir die Verwandtschaft zweifelhaft.

Nach dem frühen Tode meines Großvaters ernährte der damals 18-jährige Junge die Familie. Er war so geschickt und redlich, dass er sich die allgemeine Anerkennung erwarb und nach und nach der Wohlstand wuchs.

Wer in der ganzen Gegend, ob Bauer oder Handelsmann, einen Rat brauchte, der kam zu meinem Vater. Ich erinnere mich, dass an Sonntag Vormittagen das ganze Zimmer mit solchen Ratsuchenden angefüllt war, die er unentgeltlich und sachgemäß beschied, ob es nun eine Ehestreitigkeit oder eine Differenz wegen eines Kuhkaufs oder eine Erbschaftsangelegenheit betraf. Wer die misstrauischen Bauern in jener Gegend kennt, der weiß, was dazu gehört, so ihr Vertrauen zu erwerben. Auch die Verwandten weit und breit wandten sich an ihn, wenn sie eine schwierige Auseinandersetzung hatten. Ich habe immer, auch als ich schon längst Anwalt war, bewundert, wie klar und scharf, wie gerecht und wohlwollend und wie frei von jeder Selbstgefälligkeit und Rechthaberei sein Urteil war. Und noch heute frage ich mich oft, wenn ich eine schwierige Entscheidung zu treffen habe, was wohl der Vater dazu sagen würde. Er wäre seiner ganzen Veranlagung nach ein ausgezeichneter Richter geworden. Wenn man mit irgend einer Sache voller Eifer zu ihm kam und er hatte

[nach oben...](#)

Bedenken, dann sagte er mit mildem Lächeln bloß: "Ja, tue es, aber tue es morgen."
Den anderen Tag sah dann die Sache von selbst schon anders aus.

Man war auf die Fähigkeiten meines Vaters, der ständig bestrebt war, den Kreis seiner Bildung zu erweitern, auch sonst aufmerksam (geworden). Synagogenältester war damals (etwa 1885) in Eiterfeld das Liebmannchen, ein rundlicher kleiner Mann, der sein Amt in etwas rustikalen Formen verwaltete. So erinnere ich mich, dass er den Frauen, die sich während des Gottesdienstes etwas zu laut unterhielten, hinaufrief: "Ihr Weiber halt Eure Mailer!" (..haltet Eure Mäuler) Auf ihn wurde ein sanfter Druck ausgeübt, zurückzutreten und mein Vater zum Nachfolger bestellt. Als wir wenige Jahre darauf nach Fulda zogen, wurde er dort sehr bald mit dem gleichen Amt betraut, das er bis zu seinem Tode in der großen Gemeinde mit Geschick und Gewissenhaftigkeit zur allgemeinen Anerkennung verwaltete. Auf seinem Grabstein auf dem von ihm selbst angelegten Friedhof in Fulda steht: Parnass ne'eman be Kehillath Fulda.

Die Übersetzung der Inschrift auf Levi Nußbaums Grabstein ^{u)} lautet:

*Hier ruht
der Parnass, der ehrenwerte Vorsteher
der heiligen Gemeinde Fulda
Jehuda Mosche, Sohn des Menachem.
Gestorben im 84. Jahr am
21. Elul 679 nach der kleinen Zählung.
Jehuda, Du hast Dich um uns gekümmert.
Deine Werke standen an Deiner Tür geschrieben (*)
Alles, was Du getan hast, ist sehr gut gelungen.
Deine Seele sei eingebunden im Bunde des Lebens.
(meint, dass er sehr bekannt und geschätzt war)

Mein Vater war, wie die Mutter, von großer Herzensfrömmigkeit. Er hätte um keinen Preis etwas Verbotenes gegessen oder am Schabbath etwa Geld eingenommen. Aber seine Liebe zum Judentum war, ihm selbst unbewusst, ein nationales Gefühl. Er hat uns eine Art Testament hinterlassen, in dem er seine Kinder, deren Gottlosigkeit ihm ein großer Kummer war, beschwört, selbst dem Judentum treu zu bleiben und ihre Kinder so zu erziehen. Dieses Schriftstück, das er gewiss mit dem tiefsten Gefühl niedergeschrieben hat, unterzeichnet er mit Jehuda Ben Menachem. In diesem Augenblick, in dem er mit tiefster Ergriffenheit zu seinen Kindern spricht, da ist er, ohne sich dessen bewusst zu sein, so sehr Jude, dass er sich ganz als Jehuda fühlte. Er fürchtete immer, dass seine Nachfahren einmal vom Judentum abfallen könnten, und mehr als einmal hat er mir gesagt: Ihr (d.h. seine Kinder) seid ja noch in einem jüdischen Hause aufgewachsen, aber Eure Kinder sehen und wissen gar nichts mehr vom Judentum.

[nach oben...](#)

Wenn er die weitere Entwicklung gesehen hätte, würde er sich wohl einesteils sehr gefreut haben. Ich glaube aber nicht, dass seine Freude eine uneingeschränkte gewesen wäre, denn er hing doch sehr an Deutschland, und in seiner konservativen Grundrichtung hat er mir immer gesagt, es sei ganz falsch von den Juden, sich immer den revolutionären Parteien anzuschließen. Die Juden hätten das größte Interesse, dass immer Ruhe und Ordnung sei. Dem Einfluss des Eiferers Dr. M. Cahn, des bekannten Fuldaer Rabbiners, mit dem er befreundet war, konnte er sich nicht ganz entziehen. Aber er hielt immer eine Linie ein, die den Frieden mit den Kindern nicht gefährdete.

So sparsam der Vater sonst war, zur Erfüllung religiöser Pflichten und für Wohltätigkeit galt das nicht. Unzählige Bettler kamen ins Haus und keiner ging unbeschenkt fort. Ich sagte ihm einmal, es sei doch ganz falsch, solchen Bettlern, unter denen doch sicherlich viele Schwindler seien, so viel Geld zu geben, statt Leuten, deren Bedürftigkeit und Würdigkeit man kenne. Deshalb solle man, da man doch nicht über unbeschränkte Mittel verfüge, die Bettler fortschicken. Mein Vater erwiderte lächelnd: "Du kannst Dich darauf verlassen, der Baron Rothschild hat noch nicht bei mir gebettelt. Ob Schwindler oder nicht, arme Teufel sind sie alle, die da kommen. "

Mein Vater war der zärtlichste Ehegatte und Vater. Nie kam er von einer Reise zurück, ohne uns etwas mitzubringen, und wenn es ein Stückchen "Hasenbrot" war. Am liebsten hatte er immer eines seiner Kinder an der Hand. Wenn es gar nicht anders ging, so strafte er uns wohl auch einmal. Aber das war ihm ein großer Schmerz. Glücklicher war er wenn er am Freitagabend im Kreise seiner Familie die alten Schabbathlieder singen konnte. Joh ribbon olam - Zur Michelo achalnu - jom seh lejisroel usw. - Dann schaute er freundlich über seine Brille weg, die ihm auf die Nase gerutscht war, im Kreise um sich her und war beglückt, wenn schon die ganz Kleinen in hellen Tönen mitsangen.

Der Vater liebte uns alle gleichmäßig, aber er hatte für jedes seiner Kinder eine besondere Art der Zärtlichkeit. Ich, der älteste und ernst veranlagte erschien ihm wohl erwachsener als ich war. Er nahm mich gern auf seinen Wegen nach auswärts mit. Da unterhielt er sich mit mir über frühere Zeiten, erzählte mir von seiner Jugend und seinen Verwandten und besprach auch geschäftliche Dinge mit mir. Als meine Mutter gestorben war, fragte er, der gewöhnt gewesen war, alles mit der Mutter zu bereden, in allen wichtigeren Dingen um Rat. Die Frage unseres Umzugs nach Fulda erörterte er gründlich mit mir. Ich war dabei ängstlicher als er, und um klarer zu sehen, verabredeten wir, dass ich, damals 14 Jahre alt und ohne jede kaufmännische Kenntnis, eine Vermögensaufstellung machen sollte. Ich habe während der ganzen Osterferien die Aufstellung gemacht. Die Spuren finden sich in einem noch vorhandenen Hauptbuch. Als sich ein Vermögen von über RM 100.000 ergab, beschlossen wir beide die Übersiedlung.

Wir zogen zunächst in ein neu angekauftes Haus in der Rittergasse in Fulda, einige Jahre später in das Haus Heinrichstraße 31, in dem er auch gestorben ist (September

1919). Er hatte die Gewohnheit, täglich in der Fulda baden zu gehen und setzte das bis in den in jenem Jahre sehr warmen September fort. Dabei muss er sich wohl erkältet haben. Er hatte sofort sehr hohes Fieber, und die Ärzte machten bedenkliche Gesichter. Ich habe ihn auf seinem etwa eine Woche dauernden Sterbelager zwei Mal besucht; das erste Mal war er schwach, sprach nicht viel, bedankte sich aber für meinen Besuch. Das zweite Mal war er nicht recht bei Besinnung und redete irre. Auf seinem Gesicht, das von dem in wenigen Tagen ganz weiß gewordenen Bart umgeben war, stand geschrieben, dass er auf dem Wege zur anderen Welt war. Den anderen Tag ist er verschieden. Meine Cousine Henny Schragenheim hat ihn an jenem Tag besucht, als er einmal gerade bei voller Besinnung war. Sie redete ihm gut zu, dass er bald wieder gesund sein werde. Er erwiderte ihr, er wisse, dass er sterben werde. Er hätte gern noch eine Zeitlang gelebt, aber da Gott es so gefügt habe, so sterbe er gern. So ist er dahingegangen wie er gelebt hat, als ein gottesfürchtiger, aufrechter Mann. Auch auf seinem Grabstein müsste stehen: "Geliebt von seiner Familie, geehrt von allen, die ihn kannten."

Er starb zur rechten Zeit. Söhne und Schwiegersohn waren aus dem Feld zurückgekehrt, und die Inflation stand vor der Tür, das Dahinschmelzen seines mühsam erworbenen Vermögens, durch das er sein bescheidenes Leben gesichert glaubte, hätte ihn hart getroffen.

Ihr, die Ihr diese Zeilen lest, werdet vielleicht glauben, ich hätte das Bild meiner Eltern idealisiert. Ich glaube es nicht, aber es wird wohl so sein, dass viele Menschen ihren Kindern anders erscheinen, als Fremden. Was sie an Liebe, Güte und Aufopferungsfähigkeit besitzen, das bringen sie ihren Kindern entgegen, während sie der Umwelt viel härtere Eigenschaften im Kampf ums Dasein zeigen. Ich habe dem Schicksal dafür dankbar zu sein, das es den Beginn meines Lebens unter die Obhut von zwei Menschen gestellt hat, die, beide gleich ausgezeichnet durch Verstand und Charakter, ihr ganzes Leben der Sorge für ihre Kinder widmeten.²¹⁾

Tel-Aviv, 25.10.1935

Auch Jettchen Nußbaum geb. Levistein, die zweite Ehefrau von Levi Nußbaum, ist auf dem jüdischen Friedhof in Fulda begraben. Die Übersetzung der Inschrift auf ihrem Grabstein²²⁾ lautet:

*Hier ruht
die ehrenwerte Frau,
die Frau Jittel, Ehefrau des Levi Nußbaum.
Die Krone ihrer Familie, liebevoll und gütig,
freigiebig in ihren guten Taten,
gestorben mit gutem Namen
am 25. Sivan 694 nach der kleinen Zählung.
Ihre Seele sei eingebunden im Bunde des Lebens*

Anmerkungen:

1. *Schochet* - der vom Rabbinat Bevollmächtigte für das rituelle Schlachten (Schächten)
2. *Chumesch* - Buch der fünf Bücher Mose
3. *Kewer Awot* - Grab der Väter (der Spruch stellt eine Redensart dar)
4. „Anbeißen“ - Fastenbrechen
5. *Mazza* (Pl. *Mazzot*) - ungesäuertes Brot zu Pessach, im Gedenken an den Auszug aus der ägyptischen Sklaverei, als bei der überstürzten Flucht der Israeliten der Brotteig noch nicht gesäuert war und somit ungesäuert mitgenommen wurde
6. *Chomez* - Gesäuerte Getreideprodukte, die zu Pessach nicht verzehrt werden durften
7. *Bachurim* - die unverheirateten Männer, jiddisch: *Bocher*
8. *Barmizwah* - "Sohn der Pflicht" wird ein Junge, der mit Vollendung seines 13. Lebensjahres religiös volljährig ist, zum ersten Mal in der Synagoge aus der Thora vorliest und für den von da an die religiösen Rechte und Pflichten eines Erwachsenen gelten.
9. *gebenscht* - gesegnet (jiddisch), von dem lateinischen Verb *benedicere* abgeleitet
10. *Aphikomen*- Damit ist ein besonderes Stück Mazze gemeint: Zu Beginn des Sederabends bricht der Sedergebende (meist der Familienvater) die mittlere (den Stamm Levi symbolisierende) Mazze auseinander und legt die eine Hälfte (griechisch: *Aphikom*) zur Seite (vgl. Brotbrechen als Erinnerungszeichen im N.T. beim letzten Passahmahl Jesu). Diese Hälfte wird traditionell versteckt und später von den Kindern gesucht, um sie während der langen Zeremonie bei Laune zu halten.
11. *Mah nisschtanah* - Lied des kleinsten Kindes zu Beginn der Sederfeier: "Was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten?"
12. *Mazzeschalet* - Ein sehr fettiges Gericht (eine Art Auflauf), das am Freitag Mittag in die Röhre geschoben und am Schabbat Mittag gegessen wird - und zwar in der Pessachwoche nicht mit Gesäuertem (z.B. wie Nudeln) sondern mit zerbröselter Mazze
13. *Hajom Awadim, be schanah habaah Bnei Chorim* - Antwortlied der Erwachsenen auf das Lied des kleinsten Kindes (12 - *Mah nisschtanah*): "Einst waren wir Sklaven - heute sind wir Freie". Interessanterweise verwendet Max Nußbaum die Version, die in der NS-Zeit heimlich gesungen wurde: "Heute sind wir Sklaven - nächstes Jahr sind wir Freie."
14. *Omerzeit* - Zeit des Zählens. Tageweise werden die sieben Wochen bis Schawuoth gezählt.
15. *Jamim norachim* - "Ehrfürchtige" Tage, die 10 Tage der Einkehr zwischen Rosch HaSchana und Jom Kippur
16. *Taschlik Machen* - Zeremonie am Neujahrstag Rosch Ha'Schanah: Brotkrümel werden in den Fluss geworfen, Symbol für das Abschütteln der Sünden, nach Worten des Propheten Micha in Kap. 7,19: "... Gott ... wird sich unser wieder erbarmen ... und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen."
17. *Lulav* - länglicher Palmzweig, der am Laubhüttenfest (Sukkoth) als religiöses Symbol verwendet wird.

18. *Ethrog - eine Art Zitrone, die ebenfalls am Laubhüttenfest als religiöses Symbol verwendet wird.*
19. *Moas Zur Jeschuoth -Ein Chanukkalied aus dem Siddur, dem allgemeinen jüdischen Gebetbuch*
20. *Nach Unterlagen der jüdischen Gemeinde Fulda und Übersetzung aus dem Hebräischen von Frau Linde Weiland*
21. *Den Bericht von Max Nußbaum habe ich vom Fax übertragen, leicht bearbeitet und mit strukturierenden Überschriften, Erläuterungen und einigen Ergänzungen (kursiv) versehen.*
22. *Siehe Anm. 20*